

Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 32 (1980)

Heft: 3

Artikel: Bürgerfest, Massenfeier, Industrieprodukt

Autor: Müller, Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-933050>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ren Opfer oft Unschuldige sind. Und eine ganze Industrie beutet die Massen im Namen des Sportes und der Fitness hemmungslos aus.

Die Sportjournalisten, von Höhepunkt zu Höhepunkt, von Grossereignis zu Grossereignis gejagt, finden kaum noch Zeit, sich Gedanken über den Sinn des Sportes, vor allem des Spitzensportes, zu machen und dessen Auswirkungen auf unsere Gesellschaft zu überdenken. Sie sind Lakaien eines Betriebes geworden, der immer gigantischere Dimensionen annimmt und die ursprüngliche Idee des Sportes pervertiert. Der Bezug etwa zum Breitensport und Sportvergnügen ist weitgehend abhanden gekommen oder erschöpft sich in wohlmeinenden Gemeinplätzen wie: «Wie wäre es, wenn auch Sie am Sonntag wieder einmal die Skis aus dem Keller hervornehmen und mit der Familie an die frische Luft gehen würden?» Ernst nimmt solche Sprüche ohnehin niemand.

Sportjournalisten und -redaktoren, die der Presse so gut wie die des Rundfunks, müssen zu ihrem Fachgebiet ein neues Verhältnis bekommen. Sie müssen den Sport, wie er sich heute gibt, und den Sport, wie er zum Wohl der Gemeinschaft wünschbar wäre – ohne dass damit auf seine attraktiven Seiten auch als Schausport verzichtet werden muss –, zueinander in Beziehung bringen. Beim Fernsehen und bei Radio gilt es überdies, den Sport wieder in eine vernünftige Relation zu andern Bereichen des Programms, etwa der politischen und kulturellen Berichterstattung zu bringen. Und von den Sportberichterstattern der elektronischen Massenmedien darf erwartet werden, dass sie inskünftig etwas weniger *mitten im* als *über* dem Sport stehen: zum Wohle des Zuschauers und Hörers, des Sports und, nicht zuletzt, ihrer selbst.

Urs Jaeggi

PS. Natürlich hat die Redaktion auch versucht, die Sportberichterstattung aus der Sicht der Medienschaffenden darzustellen. Manuskripte wurden angefordert und versprochen, eingetroffen sind sie leider nicht. Möglich, dass die Sportredaktoren von Radio und Fernsehen – mitten in den Vorbereitungen für Lake Placid steckend – keine Zeit mehr fanden, sich mit der Sache, über die sie berichten, grundsätzlich auseinanderzusetzen...

Bürgerfest, Massenfeier, Industrieprodukt

Stichworte zur (Vor-) Geschichte der Olympischen Spiele

«Ein Nichtschwimmer hat immer die Wasserscheu, und geht aus Angst mit dem Schmutz der Haut, den er im Leben ansammelt, jämmerlich zu Grabe.»

Turnvater Jahn, «Die deutsche Turnkunst», 1816

I.

Sandwich kauend sehe ich zu, wie eine rote Gestalt durch einen Triumphbogen rast, auf dem «Ziel» steht. Die Ziffern am rechten Bildschirmrand erstarren, «Bestzeit für Marie-Theres Nadig!» schreit der Reporter. Ich nehme einen grossen Bissen; die Siegerin Nadig lässt sich auf einen Strohballen fallen. Ein Panorama von Reklametafeln umgibt die Erschöpfte, und über ihrer Brust wogen die fetten Lettern eines Reiseunternehmens auf und nieder. Doch die disziplinierte Rennfahrerin vergisst nicht, dass sie auch ihrer Skifirma etwas schuldig ist. Statt wie sonst sofort die Skis abzuschnallen und in die Hände zu nehmen, streckt sie diesmal den versammelten Kameras einen Fuss mit der siegbringenden Latte entgegen. Müde Neigung und kommerzielle Pflicht schliessen einen Kompromiss.



Hobby-Langläufer: keine Chance, an den Olympischen Spielen teilzunehmen. Bild: Trachsel

II.

Die Hunderte von Teilnehmern am Engadiner Ski-Marathon sind frei von solchen Pflichten. Dafür haben sie andere Sorgen. Müde sind sie, und noch steht ihnen eine steile vereiste Abfahrt bevor. Viele können nicht mehr, sie stürzen oder sie übergeben sich. Ihre nachfolgenden Konkurrenten fluchen, weil ihnen die Bahn versperrt ist. Es kommt zu Zusammenstößen, keiner hilft dem andern. Während goldbekränzte Offiziere dem Sieger mit männlichem Händedruck gratulieren, bleiben die Gestürzten am Eishang liegen, wie Leichen. Die Fernsehreporter interessieren sich nicht für sie. Einzig Roman Hollenstein hält ihr sinnloses Leiden für seinen Film «*Je-ka-mi*» fest. Es war sein letzter Film. 1977 machte Hollenstein seinem Leben ein Ende.

III.

Pierre de Coubertin, dem Begründer der neuzeitlichen Olympiade, hätte wohl das Herz im sportlichen Leib gelacht beim Anblick der kotzenden Läufer. Über die geschäftstüchtige Rennfahrerin Nadig und über mich, ihren Zuschauer im Lehnstuhl, wäre er dagegen kaum erfreut gewesen. Man kennt die Gründe. «Teilnahme kommt vor dem Sieg», hiess eine noch immer vielzitierte Devise des französischen Barons. Hartnäckig hielt er daran fest, dass seine Olympioniken Amateure zu sein hätten. Die drohende Kommerzialisierung, so meinte Coubertin, untergrabe den moralischen Anspruch des Sports auf Charakterbildung. Eine «Erniedrigung des sittlichen Niveaus» nannte er darum den Schausport. Nicht idealistische Werte repräsentiere der gefeierte Massenheld des Stadions, sondern bloss privaten Ehrgeiz. Sport aber hatte für Coubertin eine Religion zu sein, «eine Religion mit Kirche, Dogmen, Kultus, besonders aber mit einem religiösen Gefühl» – für platten Kommerz durfte da so wenig Platz sein wie für irdische Politik.

Ungleichzeitigkeit ist also festzustellen. Mitten im industriellen Zeitalter unternimmt es da einer offenbar, klassisch-antikes Kulturgut zu restaurieren. Ungestört vom Waffengerassel des Imperialismus, der zu zwei Weltkriegen führen wird, glaubt hier einer, scheint es, fromm und rein an Frieden und Völkerverständigung.

So dichtete der Baron 1912: «O Sport, du bist der Friede/Du schlingst ein Band um Völker/ Die sich als Brüder fühlen in gemeinsamer Pflege/ Der Kraft der Ordnung und der Selbstbeherrschung». Die Nachgeborenen sind ihm dafür dankbar, im Westen wie im Osten. Hier feiert man den gestählten Philantropen; dort gehört sein Werk zum bürgerlich-humanistischen Erbe, das es sozialistisch zu vollenden gilt. Falsch ist beides, die Legende lügt. Pierre de Coubertin war kein biederer Schöngeist, der sich nach Brüderlichkeit und hellenischen Gefilden sehnte. Seine Ungleichzeitigkeit hatte Methode. (Ulrike Prokop hat sie in ihrem Buch «Soziologie der Olympischen Spiele» ausführlich dargestellt.)

IV.

Als 1896 Athleten in knielangen Unterhosen erstmals um olympische Medaillen kämpften, hatte der rührige Coubertin nicht nur einen organisatorischen Marathon hinter sich, sondern auch ausgedehnte Studien über die erzieherische Funktion des Sports in der modernen Gesellschaft. Vor allem hatte er sich in den achtziger Jahren gründlich mit der Reform der englischen Public Schools, der Elite-Schulen, beschäftigt. Vor 1850 herrschten hier chaotische Zustände. Die feinen Sprösslinge soffen, randalierten, weigerten sich zu arbeiten und spielen, verbotenerweise, Fussball. Statt vor der Schulleitung zu kuschen, entwickelten die Schüler eine streng hierarchische Selbstverwaltung; der physisch Stärkste galt als Führer. Die Versuche der bürgerlichen Erzieher, Ruhe und Ordnung autoritär wiederherzustellen, scheiterten. Das Militär, das in Winchester und Rugby gegen die rebellischen Eleven anrückte, machte die Sache nur schlimmer. Eine neue Methode musste gesucht werden, um der künftigen britischen Elite die Bürgertugenden von Leistungswille und Selbstdisziplin einzupfen, die die zunehmende Industrialisierung dringlich verlangte. Der Pädagoge Thomas Arnold fand einen Weg: Die Selbstverwaltung der Schüler wurde zum Teil der Schulorganisation. Arnold machte sich die schulischen Führer persönlich verantwortlich, und auch das Fussballspiel erlaubte er offiziell. Mehr noch: Er institutionalisierte gar eine sportliche Konkurrenz zwischen den Public Schools. Freiwillige Selbstkontrolle des Einzelnen wurde damit ebenso erreicht wie die nötige Aggressionsabfuhr. Die Schüler quälten sich im Training aufopfernd für eine ungewisse spätere Belohnung, den Sieg und ihren individuellen Aufstieg. Und vor allem übten sie dabei das einzige, weil scheinbar objektive Legitimationskriterium hierarchischer Befehlsstrukturen ein: Leistung. Bei formaler Chancengleichheit musste Macht als das naturwüchsige Produkt der höheren Leistung erscheinen.

Coubertin, dem neidvollen Bewunderer des britischen Empire, leuchtete die gesellschaftspolitische Funktion des Sports gründlich ein: «In dieser (Schul-)Reform nimmt die körperliche Übung gewissermassen die erste Stelle ein, man macht sie dem sittlichen Erziehungswerk dienstbar.» Es galt nun, schleunigst die eigenen blassen und blasierten Bürgersöhnchen auf den vorgeschriebenen Trab zu bringen.

Fernsehspiel-Broschüren des Fernsehens DRS

ul. Die Pressestelle des Fernsehens DRS hat begonnen, Broschüren zu den von der Abteilung Dramatik des Deutschschweizer Fernsehens produzierten Fernsehspielen herauszugeben. Bereits erschienen sind «Landflucht» (Werner Wüthrich) und «Rumpelstilz» (Adolf Muschg). Die Broschüren im Umfang von etwa 24 Seiten enthalten Inhaltsangaben, Hintergrundinformationen zu Themen und Stücken, Biographisches zu Autoren, Realisatoren und Darstellern, Vorspannangaben sowie Bildillustrationen. In Vorbereitung sind Texte zu «Das gefrorene Herz», «Der Handkuss» und «Sennetuntschi». Die Broschüren können gratis bezogen werden bei der Pressestelle Fernsehen DRS, Postfach, 8052 Zürich.

Nicht länger sollte die Syphilis ihr einziges Anzeichen körperlicher Betätigung sein. Ohne Leistungswille und Selbstdisziplin, ohne Opferbereitschaft und Hingabe durfte Frankreichs Elite nicht hoffen, «dem Handel der Nation ein weiteres Kontor zu eröffnen und einmal mehr unsere Tricolore auf einer Eingeborenenhütte zu hissen.» Und nur wo die Bourgeoisie solche Leistungsausweise vorlegen, wo sie sich anpassen konnte an die neuen ökonomischen Erfordernisse, hatte sie eine Chance, im sich verschärfenden Klassenkampf zu bestehen. Der Sozialtechnokrat Coubertin, ein Edelmann mit Bürgerhirn, blieb freilich geraume Zeit ein einsamer Rufer in der französischen Sport-Wüste. Misstrauen und Querelen brachten anfängliche Aufschwünge zum Erlahmen. Der Versuch, in Frankreich eine einheitliche Sportbewegung zu schaffen, war vorerst gescheitert.

V.

Das Heilmittel hiess Olympia. Wie Thomas Arnold die Konkurrenz zwischen den Public Schools einrichtete, um seine Eleven zur Triebökonomie anzuhalten, so schuf Coubertin eine Institution der internationalen Konkurrenz. Dem Sport musste endlich das allgemeine Ansehen sicher sein. Nur dann konnte er seine gesellschaftliche Aufgabe erfüllen: die Motivation zur Leistung und die freiwillige Anerkennung effizienter Herrschaft. Der weitsichtige Baron verschleierte das bloss wenig: «Gesunde Demokratie und richtig verstandener, friedlicher Internationalismus werden in das erneuerte Stadion eindringen und hier den Kult der Ehre und der Uneigen-nützigkeit aufrecht erhalten, der es dem Athletismus ermöglichen wird, neben der Entwicklung des Leibes das Werk moralischer Vervollkommenung und sozialer Be-friedung weiterzuführen.» Die Stossrichtung des gewundenen Satzes ist klar. Die Olympischen Spiele war eine grossbürgerliche Waffe gegen Klassenkampf und proletarischen Internationalismus, der olympische Opferdienst vor dem Altar des modernen Gottes Chronometer sollte alle Ausbeutung vergessen machen.

Bis es soweit war, bis sich 1936 in Berlin obsoleter Kult und fortgeschrittenste Technik (Radio, Fernsehen usw.) vollends so verbanden, dass die Spiele zum einheits-stiftenden Massenerlebnis wurden, musste Coubertin allerdings noch Jahre warten. Vor dem Ersten Weltkrieg war das Bürgertum unter sich. Schlimmer noch: Die betuchten Touristen, die 1900 (Paris) und 1904 (St. Louis) die Weltausstellung besichtigten, interessierten sich nur mässig für ihre am Rand der Messe olympisch schwitzenden Klassengenossen. Mit dem Amateurstatus der Teilnehmer nahmen es die Sportherren noch nicht so genau, die Organisation war mangelhaft, Feierlichkeit wolle nicht aufkommen. Kein Wunder, dass Coubertin missmutig war: «Bei den letzten Olympiaden zeichnete sich das Verkündern der Eröffnung der Olympischen Spiele durch ein sehr wohl angemessenes Bemühen um Feierlichkeit aus. Wir sagen: Bemühen, denn die Anwesenheit der Herrscher oder Staatsoberhäupter, die 1896, 1904 und 1908 die feierlichen Worte gesprochen haben, genügte nicht, um dem Ereignis die Bedeutung zu geben, die es hätte haben können.» 1912 in Stockholm stand es damit schon etwas besser; erstmals marschierten die Athleten nach Nationen formiert ins Stadion ein.

VI.

Am Ende des Ersten Weltkriegs versuchten die Arbeiter die vielberedete «soziale Frage» mit revolutionärer Gewalt zu beantworten. Der clevere Coubertin erkannte sofort, dass blutige Militäreinsätze zur Besänftigung der Proleten nicht genügten. Was lag näher, als die Revoltierten auch sportlich zu zügeln? «Nun muss das Leben der proletarischen Jugend von der Freude am Sport durchdrungen werden. Es muss dies geschehen, weil sie das billigste Vergnügen, das dem Prinzip der Gleichheit am besten entsprechende, das wirksamste gegen den Alkohol und das produktivste an beherrschten und kontrollierten Energien ist», schrieb der Baron 1919. Vorbild dafür waren die USA. Taylor, der amerikanische Arbeitsökonom, hatte denn auch schon Jahre zuvor auf die Ähnlichkeit von Sport und Industriearbeit hingewie-

sen. Adorno hat sie präzise formuliert: «Der moderne Sport, so liesse sich sagen, sucht dem Leib einen Teil der Funktionen zurückzugeben, welche ihm die Maschine entzogen hat. Aber er sucht es, um die Menschen zur Bedienung der Maschine um so unerbittlicher einzuschulen. Er ähnelt den Leib tendenziell selber der Maschine an.»

Für eine solche Einschulung war die rasch wachsende Arbeitersportbewegung, die immerhin Sport mit Politik verband, kein Garant. Doch die Versuche, die Arbeiter in den bürgerlichen Sportbetrieb zu integrieren, schlugen weitgehend fehl. Um so wichtiger war es da, dass wenigstens die Olympiade zu einer propagandistischen Massenattraktion wurde, die sowohl den proletarisierten Kleinbürger bei der Stange hielt als auch Teile der Arbeiterschaft zu fesseln verstand. Neue kultische Elemente (olympische Fahne, olympischer Eid, olympisches Feuer, olympischer Fackellauf) wurden eingefügt, und zugleich erreichte die Organisation eine immer grössere Perfektion. Kult und Kalkül vereinten sich schliesslich zur effizienten Demonstration der Naturnotwendigkeit von Herrschaft. Hitler brauchte nichts anderes.

VII

Seit 1952 (Stockholm) dürfen die Spiele «einfach» und «heiter» sein. Ihre Organisation ist nicht weniger perfekt und aufwendig, jedoch unaufdringlicher. Statt kultisch wirken die Olympischen Spiele jetzt touristisch: ein zerstreutes Produkt der Freizeit- und Bewusstseinsindustrie. Das religiöse Brimborium, obwohl latent immer vorhanden, braucht in dieser stabilisierten Phase des Spätkapitalismus nicht länger strapaziert zu werden. Wir alle haben die Bürgertugenden Leistungswille und freiwillige Selbstkontrolle nun internalisiert: die kotzenden Marathonläufer genauso wie die Rennfahrerin Nadig und ich, ihr Zuschauer am Bildschirm. Coubertin dürfte zufrieden sein.

Peter Müller

Tschechoslowakische Filme in Frankfurt/Main

epd. Walter Schobert, Leiter des Kommunalen Kinos in Frankfurt/Main, bereitet zur Zeit eine «Woche des tschechischen und slowakischen Trickfilms» vor, die voraussichtlich im März 1980 im Frankfurter Kommunalen Kino und dann auch in anderen Städten der BRD gezeigt werden soll. Diese Filmwoche, die einen Überblick von den ersten Trnka-Filmen («Federmann und die SS», 1946) bis zum Gegenwarts-schaffen geben soll, wird von einer Publikation zur Geschichte und Poetik des tschechoslowakischen Trickfilms begleitet werden. Im Gegenzug ist eine «BRD-Filmwoche» in der CSSR geplant.

Paul Jeannerat neuer Bischöflicher Beauftragter für Radio und Fernsehen

ARF. Nach eingehender Rücksprache mit dem Präsidenten der Katholischen Radio- und Fernsehkommission, Dr. Anton Häfliger, und dem Leiter der Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen, Alfons Croci, wählte die Deutschschweizerische Ordinarienkongress Paul Jeannerat zum Nachfolger von Pater Josef Gemperle. Ab dem 1. August 1981 wird P. Jeannerat damit das Amt des Bischöflichen Beauftragten für Radio und Fernsehen übernehmen. Bis zum Zeitpunkt seines Stellenantrittes bereitet sich P. Jeannerat in einer anderthalbjährigen Ausbildung auf seine neue Aufgabe vor. Vorgesehen sind der Besuch eines Semesters an einem Universitäts-Institut für Publizistik, Aufenthalte beim Schweizer Radio und beim Schweizer Fernsehen sowie eine halbjährige Ablösungszeit auf der Arbeitsstelle für Radio und Fernsehen neben Pater Gemperle, der bis zum Stellenantritt von P. Jeannerat in seinem Amt bleibt: Paul Jeannerat wurde 1935 in Interlaken geboren. Er studierte Theologie in Luzern und Solothurn. 1961 wurde er zum Priester geweiht. Nach Vikariaten in Bern und Basel war er seit 1970 Pfarrer der Berner Vorstadtpfarrei St. Josef in Köniz.